

Unverkäufliche Leseprobe



**Matías Martínez,
Michael Scheffel (Hrsg.)
Klassiker der modernen
Literaturtheorie
Von Freud bis Judith Butler**

416 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60829-2

Einleitung

Klassiker der modernen Literaturtheorie – heute

Was ist der Gegenstand von Literaturtheorie heute? Literaturtheorien, so viel scheint offensichtlich, liefern mehr oder minder systematisch ausgearbeitete Antworten auf die Frage, was Literatur eigentlich ausmacht. Doch der Literaturbegriff ist gegenwärtig alles andere als klar. Was gelten im Zeitalter digitaler Medien noch herkömmliche Kategorien der literarischen Kommunikation wie ‚Autor‘, ‚Werk‘ und ‚Leser‘? Welche Bedeutung schreibt man der Literatur in Relationen zu, wie – um nur einige aktuelle Schlagworte aufzugreifen – ‚Literatur und Kultur‘, ‚Literatur und Medium‘, ‚Literatur und Gedächtnis‘, ‚Literatur und Kognition‘ oder ‚Literatur und Wissen‘? Was bleibt als Spezifikum der Literatur in neueren Wissenschaftstrends wie *cognitive turn*, *cultural turn*, *narrative turn*, *performative turn* oder *pictorial turn*? Hier begegnet man einer radikalen Entgrenzung des Text- und Literaturbegriffs, dort einer Rückkehr zum literarischen Text im Zeichen einer ‚Re-Philologisierung‘. Sowohl die Fragen als auch die Antworten im Hinblick auf die ‚Literatur‘, ihre Voraussetzungen und Funktionen sind heute wohl vielfältiger denn je. Zugleich lassen sich in einer zerklüfteten Forschungslandschaft ganz unterschiedliche *interpretive communities* (Stanley Fish), kaum aber verbindliche Standards erkennen.

Gerade weil es den philologischen Fächern gegenwärtig schwer fällt, ihre Gegenstände und ihre Forschungsziele einvernehmlich zu benennen, sind, so möchte man meinen, theoretische Begründungen der literaturwissenschaftlichen Praxis besonders geboten. Tatsächlich lässt sich aber zurzeit eher eine gewisse Theoriemüdigkeit beobachten – jedenfalls, wenn man unter ‚Theorie‘ grundlegendere, nicht unmittelbar auf den Zweck der ‚Anwendbarkeit‘ hin angelegte Entwürfe versteht. Aber ermöglicht nicht erst die Abkehr vom Primat der Praktikabilität den Freiraum, der für die gedankliche Durchdringung von Gegenständen notwendig ist? Und was können heute, im Zeitalter des vielfach festgestellten Methodenpluralismus, Ausgangspunkte für die Weiterentwicklung des literatur-

wissenschaftlichen Denkens im Zeichen eines solchen Freiraums sein? In einer Situation der Erosion von Konzepten und Werten traditioneller Philologie einerseits und einer gewissen Unübersichtlichkeit, vielleicht auch Unwissenheit in literaturtheoretischen Fragen andererseits scheint es uns hilfreich, Bilanz zu ziehen und die Erträge der modernen literaturtheoretischen Reflexion zu überprüfen. Was waren gültige Einsichten? Welche Überlegungen lohnen nach wie vor die Auseinandersetzung? Was könnten zukunftsweisende Ansätze sein?

Der vorliegende Band kann und will seinen Leserinnen und Lesern keine fertigen Antworten auf diese Fragen geben. Vielmehr möchte er sowohl Voraussetzungen schaffen als auch Anreize dafür bieten, weiter zu lesen und zu denken, um sich selbst auf die Suche nach Antworten zu machen. Zu diesem Zweck strebt er einen Überblick über wichtige Bezugspunkte der modernen Literaturtheorie an, wählt dabei aber einen grundsätzlich anderen Weg als andere Einführungen. Weder Modellanalysen literarischer Texte noch Überblicksdarstellungen verschiedener Methoden sind hier zu finden, weder Begriffs- noch Institutionsgeschichten. Die Beiträge setzen vielmehr bei einzelnen Theoretikern an, aus deren Denken und Forschen sich dann das entwickelte, was – zuweilen um den Preis nicht unerheblicher gedanklicher Verkürzungen – als ihre ‚Methode‘ oder ‚Schule‘ bezeichnet und verbreitet wurde. Im Mittelpunkt steht eine kritische Rekonstruktion der Grundideen dieser Persönlichkeiten, die zu ‚Diskursbegründern‘ für dauerhaft einflussreiche Theorien der Literatur wurden und die insofern aus heutiger Sicht als Klassiker gelten können: Jeder von ihnen entwickelte ein bestimmtes Verständnis von Literatur, stellte einen produktiven begrifflichen Rahmen für literaturwissenschaftliche Untersuchungen bereit und legte Maßstäbe fest für das, was beim Umgang mit literarischen Texten als legitime Analyse und relevante Einsicht zählt.

Mustert man das Panorama des literaturtheoretischen Denkens, so stellt sich naturgemäß auch die Frage nach dem Verhältnis solcher, im Verlauf eines Rezeptionsprozesses klassisch gewordenen Theorien zueinander. Bilden sie Meilensteine der Literaturtheorie auf dem Weg einer umfassenden Fortschrittsgeschichte? Sicherlich nicht im Sinne der linearen, zunehmend größeren Annäherung an eine wie auch immer gartete ‚Wahrheit‘. Denn die Bedingung für

eine solche Fortschrittsgeschichte wäre, dass sich die historische Abfolge der Literaturtheorien entweder kumulativ oder als ein kohärenter Argumentationszusammenhang verstehen ließe – was aber wegen der Inkommensurabilität der diversen Ansätze, die im Laufe der letzten hundert Jahre vorgelegt wurden, schlicht unmöglich ist. Wenn es überhaupt so etwas wie Fortschritt in der Literaturtheorie geben sollte, dann ließe er sich wohl nur als Prozess einer zunehmenden Klärung und Differenzierung *innerhalb* bestimmter Forschungsstraditionen und theoretischer Paradigmata beschreiben. Sowohl die Revision als auch die Fortführung einer so verstandenen Fortschrittsgeschichte aber setzt die Kenntnis der jeweiligen Diskursbegründer voraus.

Unser Sammelband, der ausschließlich Originalbeiträge enthält, tritt an die Stelle der 1979 von Horst Turk im C.H.Beck-Verlag herausgegebenen *Klassiker der Literaturtheorie: Von Boileau bis Barthes*. Im Unterschied zu diesem historisch breiter angelegten Band beschränkt sich der hier vorgelegte auf Theoretiker des 20. Jahrhunderts, weil die meisten literaturtheoretischen Konzepte, die heute diskutiert werden, in diesem Zeitraum entstanden sind oder zumindest ihre derzeit maßgebliche Prägung erhalten haben. Die Beiträge eröffnen Einblicke in Theorien, deren Spektrum von der psychoanalytischen, soziologischen, semiotischen und systemtheoretischen Betrachtung von Literatur über Hermeneutik, Formalismus, Strukturalismus, Diskursanalyse und Dekonstruktion bis hin zu *gender studies*, *queer studies* und *postcolonial studies* reicht. Gleichwohl ist unser Band zuallererst nicht an solchen Strömungen, sondern an Personen und den Hintergründen ihres Denkens in einem bewegten Jahrhundert orientiert. Eine solche Anlage hat Vor- und Nachteile. Einerseits können auf diese Weise ausführlicher, als es in Überblicksdarstellungen ganzer Methoden und Ansätze möglich ist, Grundideen und Argumente der Theoriebegründer dargestellt werden. Um eine idolatrisierende Klassiker-Huldigung geht es dabei allerdings nicht. Im Gegenteil: Die werknahere Darstellungsweise ermöglicht eine kritische Analyse der vorgebrachten Grundentscheidungen und Argumente und beugt einem in literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen nicht selten anzutreffenden Hase-und-Igel-Spiel vor, bei dem Theorien gegen kritische Einwände mit dem Argument immunisiert werden, es sei doch von der Gründungsmutter oder dem Gründungsvater

alles ganz anders gemeint gewesen. Eine genaue Lektüre der Gründungstexte führt darüber hinaus häufig zu der Einsicht, dass diese offener und komplexer sind, bevor sie im Forschungsbetrieb zu kompletten Theoriesystemen ausgebaut, aber auch konzeptionell abgerieben werden. Andererseits kann eine personenbezogene Darstellungsform naturgemäß keinen umfassenden Überblick über die vielfältigen Entwicklungslinien der modernen Literaturtheorie liefern. Diesem Nachteil wird hier zumindest dadurch Rechnung getragen, dass in jedem Beitrag neben einer kurzen Biographie und weiterführenden Literaturhinweisen stets auch Hinweise auf Entstehungskontexte und Anschlussmöglichkeiten sowie auf schulbildende Wirkungen des jeweiligen Klassikers zu finden sind.

Um in den Beiträgen ausführliche und differenzierte Darstellungen bieten zu können, war wegen des vorgegebenen Gesamtumfangs eine Auswahl zu treffen. Naturgemäß weist diese schmerzhaft Lücken auf – niemand wird den Einfluss leugnen wollen, den beispielsweise Jean Baudrillard, Walter Benjamin, Wayne C. Booth, Umberto Eco, Northrop Frye, Stephen Greenblatt, Algirdas J. Greimas, Martin Heidegger, Jacques Lacan, Claude Lévi-Strauss, Paul de Man, Jan Mukařovský, Georg Simmel, Leo Spitzer, Viktor Šklovskij, Emil Staiger, Raymond Williams und viele andere zumindest phasenweise auf teils kleinere, teils größere literaturwissenschaftliche *communities* ausgeübt haben. Gleichwohl strebt unser Band einen aussagekräftigen Querschnitt an. Im Ergebnis möchte er eine repräsentative Einsicht in die maßgeblichen Denkansätze der Personen bieten, deren theoretische Positionen in der Zeit zwischen 1900 und heute eine dauerhafte internationale Wirkung erzielt haben und die uns in der derzeitigen Situation der Literaturwissenschaft relevant und anregend erscheinen.

Sowenig die Liste der von uns ausgewählten Klassiker tatsächlich vollständig ist, sowenig können die Beiträge das Studium der klassischen Texte selbst ersetzen. Nicht nur für den Fall der hier vorgestellten Theoretiker wünschen wir uns, dass der Band zum Anlass eigenständiger Lektüre und fruchtbarer Auseinandersetzung wird.

Wuppertal, im Februar 2010

Matías Martínez
und Michael Scheffel

Joachim Pfeiffer

Sigmund Freud
(1856–1939)

I. Leben

Sigmund Freud verbrachte den größten Teil seines Lebens in Wien. Am 6. Mai 1856 als Sohn jüdischer Eltern in Freiberg (Mähren) geboren, zog er im Jahr 1860 mit seiner Familie vom Land in die Metropole – in die Stadt jener Moderne, zu deren Entfaltung er selbst wesentlich beitrug. Die geistige Atmosphäre der «Wiener Moderne», die vor allem von Kunst, Literatur und Philosophie getragen wurde, gab den Nährboden ab für die «Revolution der Psychoanalyse»,¹ die sich den konservativ-klerikalen Strömungen, dem fanatischen Nationalismus ebenso wie dem Judenhass der damaligen Zeit mutig entgegenstellte. Es war gerade die Gegensätzlichkeit Wiens zwischen fortschrittlichem Liberalismus (der den Juden volle Bürgerrechte gewährte) und geistiger Repression, die Freuds Produktivität antrieb. «Wenn ich die höheren Mächte nicht beugen kann, werde ich die Unterwelt aufwühlen»: Dieses Vergilzitat, als Motto der *Traumdeutung* (1900) vorangestellt, versinnbildlicht Freuds unbeugsamen Willen zum Wissen, mit dem er die psychologischen und anthropologischen Gewissheiten seiner Zeit erschütterte.

Freud studierte Medizin, bekam als glänzender Student eine wissenschaftliche Anstellung in einem physiologischen Labor (bei Ernst Brücke), schrieb seine Promotion (1881) und Habilitation (1885). Die Kontakte mit Jean-Martin Charcot in Paris und mit Josef Breuer in Wien führten zu den *Hysteriestudien*, dem Ursprungstext der Psychoanalyse (sie wurden als erste Abhandlung der Psychoanalyse von Breuer und Freud im Jahr 1895 veröffentlicht). Die erhoffte Professur an der Wiener Universität blieb ihm bis an sein Lebensende versagt. Dazu waren seine Ideen zu unzeitgemäß und der Antisemitismus, der seit dem Börsenkrach von 1873 neue Nahrung erhalten hatte, zu mächtig. Freud eröffnete eine nervenärztliche Praxis, die ihm den Lebensunterhalt sicherte. Zugleich war sie die Erkenntnisquelle vieler seiner Schriften, in denen er sich immer mehr aus dem Bannkreis der Medizin entfernte und, ausge-

hend von dem Begriff des «Unbewussten», eine neue kritische Theorie des Menschen entwarf, die er am Modell des «psychischen Apparats» konkretisierte: Das Unbewusste, das psychische Produktionen oft sinnlos erscheinen ließ, erwies sich nicht nur als Triebkraft «kranker» Verhaltensweisen, sondern der menschlichen Psyche überhaupt. Die Einsicht, dass «das Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Haus»,² bezeichnete Freud als dritte schwere Kränkung, die – nach Kopernikus und Darwin – die Wissenschaft dem Menschen zugefügt habe. Mit der *Traumdeutung* und den Schriften *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* (1901) und *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (1905) begründete er eine neue Verstehenslehre, die die (unbewusste) Dynamik des Seelenlebens und dessen Kompromissbildungen zu begreifen versuchte. Diese Theorien ergänzte Freud immer wieder in kulturtheoretischen Schriften, die den Ursprung und die Entstehung von Kultur – und deren mögliches Scheitern – kritisch reflektierten.

Das Jahr 1910 markierte einen ersten Höhepunkt der psychoanalytischen Bewegung: Unter Mithilfe Freuds wurde in Nürnberg die Internationale Psychoanalytische Vereinigung gegründet. Damit war die Wissenschaft vom Unbewussten auch institutionell etabliert. Freud kämpfte von Anfang an darum, das Anwendungsspektrum dieser Grundlagenwissenschaft nach möglichst vielen Seiten hin auszuweiten: Die medizinisch-therapeutische Praxis war für ihn nur *eine* Umsetzungsmöglichkeit unter anderen; außerklinische Anwendungen im Bereich der Literatur, bildenden Kunst, Religionswissenschaft, Mythenforschung, Ethnologie und Soziologie erachtete er von vornherein als der medizinisch-therapeutischen ebenbürtig.

1938 emigrierte Freud, immer mehr bedroht durch den Nationalsozialismus, nach London, wo er etwa ein Jahr später, am 23. September 1939, starb. So blieb ihm das Schicksal von vier seiner Schwestern erspart, die in Konzentrationslagern ums Leben kamen.

2. Werk

Für Freud war die Kulturtheorie nicht ablösbar von den klinischen und metapsychologischen Aspekten seiner Lehre; im Grunde betrachtete er sie als Anfang und Ziel seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Welch große Rolle die Beschäftigung mit kulturtheoretischen

Fragen in seinem Forscherleben spielte, wird aus dem Nachtrag zu seiner «Selbstdarstellung» ersichtlich:

Nach dem lebenslangen Umweg über die Naturwissenschaften, Medizin und Psychotherapie war mein Interesse zu jenen kulturellen Problemen zurückgekehrt, die dereinst den kaum zum Denken erwachten Jüngling gefesselt hatten. Bereits mitten auf der Höhe der psychoanalytischen Arbeit, im Jahre 1912, hatte ich in *«Totem und Tabu»* den Versuch gemacht, die neu gewonnenen analytischen Einsichten zur Erforschung der Ursprünge von Religion und Sittlichkeit auszunützen. Zwei spätere Essays *«Die Zukunft einer Illusion»* 1927 und *«Das Unbehagen in der Kultur»* 1930 setzten dann diese Arbeitsrichtung fort.³

Das Unbewusste ist für Freud nicht nur eine Dimension des Individuums, es beeinflusst auch die kulturellen Entwicklungen, die sozialen Prozesse und die künstlerischen und intellektuellen Schöpfungen. Deswegen berührt die Psychoanalyse auch andere Zweige des Wissens. Die epochale Bedeutung seiner Theorien kommt in der These Michel Foucaults zum Ausdruck, Freud gehöre zu den wenigen «Diskursivitätsbegründern» des 19. und 20. Jahrhunderts.⁴ Foucault versteht darunter Autoren, die neue Redeordnungen als Ursprung unbegrenzter Möglichkeiten des Diskurses begründen – in einem «Gründungsakt», der nicht in den späteren Transformationen aufgeht, sondern heterogen zu ihnen bleibt (darin unterscheiden sie sich von den «Wissenschaftsbegründern» wie Galileo Galilei oder Gregor Mendel): «So wird verständlich, warum man in solchen Diskursivitäten auf die Forderung nach «einer Rückkehr zum Ursprung» als unumgänglicher Notwendigkeit stößt.» Die Wissenschaft beziehe sich in solchen Fällen auf das Werk ihres Begründers «wie auf primäre Koordinaten».⁵

2.1 Zwischen szientistischem und hermeneutischem Ansatz. Trotz der großen kulturtheoretischen Bedeutung dieses «Gründungsaktes» haben die Geisteswissenschaften – und vor allem die Germanistik – zunächst eher ablehnend auf Freuds Theorien reagiert. Ein Grund dafür liegt in der seltsamen Ungleichzeitigkeit, die die Entwicklung der Geisteswissenschaften und der Psychoanalyse um die Wende zum 20. Jahrhundert kennzeichnet: Als Freud die Grundlagen zu seinem Theoriegebäude legte, befreite sich die Literaturwissenschaft gerade vom naturwissenschaftlichen Anspruch des Positivismus und griff die diltheysche Unterscheidung von Natur- und

Geisteswissenschaften auf, die den Naturwissenschaften das «Erklären», den Geisteswissenschaften das «Verstehen» zuordnete. Diltheys Bemühungen standen quer zu den Versuchen der Literaturwissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sich in ihrem Vorgehen die objektivierenden Methoden der Naturwissenschaften anzueignen und sich als strenge Wissenschaft zu etablieren. Es war vor allem Wilhelm Scherer (1841–1886), der sich in der Literaturwissenschaft an naturwissenschaftlicher Methodik orientierte und die Beschränkung auf die Erforschung von Kausalzusammenhängen (insbesondere Biographik, Quellenforschung) einforderte: Eine Totalerkenntnis des literarischen Werks sei durch Ursachenanalyse möglich. Das starke Interesse der frühen Psychoanalyse an der Biographik dürfte auch in den Paradigmen des Positivismus begründet sein, der in der Erforschung biographischer Determinanten einen Weg der Annäherung der Geistes- an die Naturwissenschaften erblickte.

Um 1900, als Freuds *Traumdeutung* erschien, begannen sich die Geisteswissenschaften vom Positivismus abzusetzen; die Verstehenslehre Diltheys, die von der unüberwindbaren Subjektivität des Verstehensaktes ausging («Erleben»), hatte sich durchgesetzt. Freuds Entscheidung für einen szientistischen, also an den Naturwissenschaften orientierten Wissenschaftsbegriff musste daher auch wissenschaftstheoretisch die Psychoanalyse in Distanz zu den Geisteswissenschaften bringen. Sein Versuch, «die Psychologie auf einer ähnlichen Grundlage aufzubauen wie jede andere Naturwissenschaft»,⁶ mag man als «szientistisches Selbstmissverständnis» der Psychoanalyse bezeichnen;⁷ das Unbewusste jedenfalls lässt sich weder vermessen noch berechnen, es ist nur mittelbar – vor allem über die Sprache – zugänglich. Das wissenschaftstheoretische Dilemma konnte Freud nicht wirklich auflösen; sein Denken schwankte immer wieder zwischen objektivierenden szientistischen und hermeneutischen Ansätzen. Er selbst war sich dieses Problems von Anfang an bewusst, wenn er in den *Hysteriestudien* konstatiert,

daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe; Lokal-diagnostik und elektrische Relationen kommen bei dem Studium der Hysterie

eben nicht zur Geltung, während eine eingehendere Darstellung der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist, mir gestattet, bei Anwendung einiger weniger psychologischer Formeln doch eine Art von Einsicht in den Hergang einer Hysterie zu gewinnen.⁸

Die Einsicht, dass auch die psychoanalytische Kur vor allem über sprachliche Rekonstruktionen verlaufe, veranlasste Freud dazu, psychische Störungen nicht mehr als «Krankheitsbilder», sondern als «Fallgeschichten», als narrative Konstruktionen zu erfassen.⁹ Sind Freuds Fallgeschichten «wie Novellen» zu lesen, so ist die Psychoanalyse wesentlich eine «Deutungskunst»¹⁰ und muss in diesem Sinn «des ernststen Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren». Im Grunde arbeitete Freud sich sein Leben lang an dem Versuch ab, die Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, Physiologie und Psychologie, Körper und Psyche zu überbrücken. Dass hier die Wissenschaft durchlässig wird für «Novellistik», dass sie also die Grenze zwischen wissenschaftlicher und literarischer Sprache durchbricht, ist ein durchaus moderner Aspekt von Freuds Lehre.

2.2 Die Erforschung des Unbewussten. Mit seiner *Traumdeutung*, die 1900, an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, erschien (Freud datierte sie um ein Jahr vor), affirmiert sich die Psychoanalyse als hermeneutische Wissenschaft und bekräftigt zugleich die Überzeugung, dass die Subjektivität des Träumenden konstitutiv in den Verstehensprozess mit eingeht: Die Deutung des Traums ist «nur mit Hilfe der Assoziationen, die der Träumer selbst zu den Elementen des manifesten Inhaltes liefert»,¹¹ befriedigend durchzuführen.

Die umfangreiche Studie, in die Freud viele seiner eigenen Träume aufgenommen hat, ist nicht nur ein Stiftungstext der Psychoanalyse, sondern auch ein methodologischer Referenztext der psychoanalytischen Literaturwissenschaft. Im VII. Kapitel der *Traumdeutung* führt Freud das Unbewusste als psychoanalytischen Grundbegriff ein – mit weitreichenden Folgen. In seiner Theorie ist dieses Unbewusste am Schnittpunkt zweier Traditionen angesiedelt: einer materialistischen Denktradition einerseits (die «mechanistisch» mit verschiebbaren Energiequanten rechnet) und einer Philosophie des Psychischen, die im Grunde geisteswissenschaftlich-hermeneutisch orientiert ist.¹² Durch freie Assoziationen zu den Elementen des «manifesten Traum inhalts», d. h. des erinnerten Traums, kann der

Weg zu den «latenten Traumgedanken» gebahnt werden, die durch die «Traumarbeit» entstellt wurden.

Es ist für die Literaturwissenschaft von besonderem Interesse, dass Freud diese Traumarbeit vor allem auf sprachliche Prozesse zurückführte: die der Verdichtung und Verschiebung, der Metaphorisierung und Metonymisierung, der Rücksicht auf Darstellbarkeit, der sekundären Bearbeitung. Im VII. Kapitel der *Traumdeutung* («Zur Psychologie der Traumvorgänge») schreibt Freud:

Die gleiche Würdigung haben wir bei der Traumdeutung jeder Nuance des sprachlichen Ausdrucks geschenkt, in welchem der Traum uns vorlag; ja, wenn uns ein unsinniger oder unzureichender Wortlaut vorgelegt wurde, als ob es der Anstrengung nicht gelungen wäre, den Traum in die richtige Fassung zu übersetzen, haben wir auch diese Mängel des Ausdrucks respektiert. Kurz, was nach der Meinung der Autoren eine willkürliche, in der Verlegenheit eilig zusammengebraute Improvisation sein soll, das haben wir behandelt wie einen heiligen Text.¹³

Die scheinbaren «Mängel des Ausdrucks», die willkürlich «zusammengebraute Improvisation» wie einen heiligen Text behandeln: Das Interesse für das scheinbar Sinnlose bildet offensichtlich eine wichtige Voraussetzung für Freuds Verstehenslehre. Auch in seiner Abhandlung *Das Unbewusste* (1915) verteidigt und rechtfertigt er den Begriff des Unbewussten – und seinen Versuch, das Sinnlose verständlich zu machen: «Gewinn an Sinn und Zusammenhang ist aber ein vollberechtigtes Motiv, das uns über die unmittelbare Erfahrung hinaus führen darf.»¹⁴ Allerdings führt dieser hermeneutische Ansatz zugleich zu einer Dezentrierung des Sinns und einer Entmächtigung des Bewusstseins, da nun der Ort des Sinns sich vom Bewusstsein zum Unbewussten hin verlagert.¹⁵ Paul Ricœur bezeichnet diese Wende als «anti-phänomenologisch»:

Das Bewußtsein hört auf, das am besten Bekannte zu sein, und wird selber problematisch; nunmehr besteht ein Problem der Bewußtheit, des Bewußtwerdens, anstelle der sogenannten Evidenz des Bewußtseins. Diese Anti-Phänomenologie nun muß uns selbst als eine Phase der Reflexion erscheinen, als das Moment ihrer Entblößung. Der topische Begriff des Unbewußten ist dann das Korrelat dieses Nullpunktes der Reflexion.¹⁶

Freud hat den modellhaften Entwurf einer Dichotomie von Bewusstsein und Unbewusstsein («topisches Modell») auch in seinem späteren Werk nicht aufgehoben, auch wenn er ihn mit einem zweiten Modell (Es, Ich, Über-Ich) überlagert.

Die Annahme eines Unbewussten – wie immer es strukturiert sein mag – gehört zu den grundlegenden Prämissen einer psychoanalytisch orientierten Literaturinterpretation. Freud ging selbst davon aus, dass sich das Literaturmodell am Traummodell orientieren lasse, dass Traum und Dichtung denselben Mechanismen folgten und dass beide eine Art Kompromissbildung zwischen Wunsch und den ihn modifizierenden Abwehrmechanismen darstellten. Diese Analogie ist von grundlegender Bedeutung, impliziert sie doch, dass im Kunstwerk die unbefriedigende Wirklichkeit einer Kritik, und damit einer Korrektur, unterzogen und dadurch den unbewussten Wünschen des Rezipienten zum Durchbruch verholfen werden kann. Das literarische Werk stellt somit keine reine Anpassungsleistung dar, keine Flucht vor der Realität, sondern (auch) einen Widerstand gegen ihre Zwänge – wenn auch über die Umwege sprachlicher Verdichtungs- und Verschiebungsmechanismen. Die Literatur steht, so gesehen, gegen das Realitätsprinzip, mit dem sie Kompromissbildungen eingeht.

[...]